**Bezugs-Preis**
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

**Redaction und Expedition:**
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

**Filialen:**
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

**Abend-Ausgabe.**

# Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

**Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.**

**Anzeigen-Preis**
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

**Annahmeschluß für Anzeigen:**
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 412. **Sonnabend** den 14. August 1897. **91. Jahrgang.**

## Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 14. August.

Die „Post" setzt voraus, daß der **preußische Landtag** demnächst im Interesse der Ueberschwemmten zusammenberufen wird. Die Nothwendigkeit dafür ist kaum vorhanden. Denn soweit augenblickliche dringende Noth vorliegt, geschieht durch die in diesem Falle sehr gut organisirte und erfreulich wirkende Privathilfe so viel, um den Unglücklichen über die nächste Zeit hinwegzuhelfen. Wie eine dauernde Hilfe gewährt werden soll, ist, gerade Regierungsorgane haben das betont, nicht so schnell zu übersehen. Zudem ist es zweifellos, daß, wenn die Regierung in welcher Zeit, in der der Landtag nicht zu tagen pflegt, also bis zum November oder December, Summen für die Unterstützung der Ueberschwemmten aufwenden will, der Landtag dafür Indemnität ertheilen wird. Eine plötzliche Einberufung des Landtages wäre also um so weniger gerechtfertigt, als man nach der ungebührlich lang ausgedehnten Session dem preußischen Landtag wohl eine angemessene Zeit der Ruhe gönnen sollte. Thatsächlich wünscht die „Post" auch nur, daß der Landtag unter dem Vorwande einer Hilfsaction für die Ueberschwemmten einberufen werden, damit er die eben erst gescheiterte Vereinsgesetznovelle nunmehr votire. Die Veranlassung zu diesem Wunsche bietet das Attentat auf den spanischen Ministerpräsidenten Canovas. Die „Post" und ihre Hintermänner hoffen, daß die Entrüstung über die ruchlose That eine größere Anzahl von Nationalliberalen veranlassen werde, anders zu votiren, als vor drei Wochen. Die „Post" führt denn auch als Parallele das Jahr 1878 an, in dem das zweite Attentat auf den Kaiser Wilhelm eine derartige Erregung hervorrief, daß das ursprünglich abgelehnte Socialistengesetz von dem neu gewählten Reichstage votirt wurde. Der Vergleich ist ganz verfehlt; denn es ist nicht angängig, die Erregung, die sich jedes guten Deutschen bemächtigte, als zweimal kurz hintereinander ein jüdischer Anfall auf den hochverehrten Kaiser Wilhelm ausgeübt wurde, mit dem Bedauern zu vergleichen, das man über die Ermordung des spanischen Ministerpräsidenten empfindet. So schlecht begründet die Forderung der „Post" nach einer zweiten Auflage der Vereinsgesetz-Action ist, so unheilvoll kann sie wirken. Man hat doch gerade in den drei Wochen, seit die Vereinsgesetznovelle zu Falle gekommen ist, sehen können, welche Entzweiung durch sie im Lager der nationalen Parteien entstanden ist. Das Unglaublichste an dem Verlangen der „Post" aber ist der Wunsch, daß der Landtag, wenn er wieder die Vereinsgesetznovelle ablehnt, aufgelöst werde. Als vor einigen Wochen von conservativer Seite der Gedanke der Auflösung ventilirt wurde, sprach sich, wenn wir nicht irren, auch die „Post" dagegen aus, weil von dieser Maßregel kaum ein Erfolg zu erwarten sein würde. Die „Post" scheint jetzt zu glauben, daß die Ermordung Canovas' einen völligen Umschwung in der Stimmung der Bevölkerung hervorgerufen habe. Das heißt denn doch die Erregung, die durch die Mordthat im Deutschland hervorgerufen worden ist, auf das Erheblichste überschätzen. Es giebt für das Reich wahrlich wichtige Angelegenheiten genug, die im nationalen Sinne nur durch das Zusammenstehen der nationalliberalen und der conservativen Parteien erledigt werden können. Wir erinnern nur an unser handelspolitisches Verhältniß zu den Vereinigten Staaten, an die Kündigung des englischen Handelsvertrages, an die Militairstrafproceßreform und an die nächste Marinevorlage. Sind Diejenigen wirklich ihrer politischen Verantwortlichkeit sich voll bewußt, die immer wieder einen Keil zwischen die nationalen Parteien zu treiben nicht müde werden?

*

In Süddeutschland — so schreibt unser Ω-Mitarbeiter —, wo man immer ein bischen mehr Zeit hat, als sonst im Reich, vergnügt man sich jetzt damit, aus der Rumpelkammer, in die 1870 die **particularistischen Kostbarkeiten** gestellt wurden, die eine und die andere Antiquität hervorzuziehen. Ein Stück, das der wackere antisemitische Reichstagsabgeordnete Köhler wieder ans Licht gestellt hat, mutbete uns zuerst an wie ein alter Bekannter, dem wir dreißig Jahre hindurch nicht begegnet waren. Bei genauerem Hinsehen ergab sich aber, daß der Gegenstand nicht echt war, wenigstens nicht ganz echt, daß Herr Köhler das „Alterthum" für seinen Gebrauch umgemodelt hat. Er sprach nämlich von dem „in Süddeutschland vertretenen wirklichen (nicht slawisch untermischten) Deutschthum". Verzeihung, das ist nicht richtig. Es muß heißen, das in Südwestdeutschland vertretene reine Deutschthum. Die Schwaben hatten in der „guten alten Zeit" auch den Bayern und Franken das reine Deutschthum nicht zuerkannt, nur sich und den alemannischen Vettern und Ersteres mit Fug, denn — von den Kelten ganz abgesehen — in den bayerischen Adern rollt viel serbisches Blut und in den fränkischen desgleichen. In der Oberpfalz, in der sogenannten fränkischen Schweiz und anderwärts zeugen nicht nur Familiennamen von slawischer Mischung. Und von Hessen, dem „Vaterlande" des Herrn Köhler, war in jenen Tagen suevisch-alemannischer Exclusivität als von einem rein deutschen Lande noch viel weniger die Rede. Es wurde zu Mitteldeutschland gerechnet, nicht zu Süddeutschland, geschweige denn zu Südwestdeutschland. Mit Ihrer deutschen Reine, Herr Köhler, steht es schlecht! Da kommen außer Slawen auch Romanen in Betracht! Doch — es fällt uns hart, die bittere, aber freilich uralte Wahrheit auszusprechen — auch die „Südwestdeutschen" haben mit nichten einen gegründeten Anspruch, als germanische Reiculturen angesehen zu werden. Auch hier von den keltischen Ureinwohnern abgesehen. Der römische Krieger, der an „eine Jungfrau Chattenlands sein Herz verhandelt", tritt bei den Schwaben und Alemannen in sehr vermehrter Zahl auf. Und jene „gemischten Ehen" wurden nicht nur zwischen römischen Männern und deutschen Frauen geschlossen, sondern auch umgekehrt. Es gab eben dort, wo heute die anheimelnden Zisch- und Gutturallaute erklingen, eine starke romanische Bevölkerung, die allmählich sich mit den Deutschen amalgamirte. Das schwarze Haar, das sich so häufig unter den ursprünglich „rothen" Schwaben findet, ist nicht etwa gestohlen. Auch unverfälschte Römerköpfe kann man wenigstens in der Nachbarschaft finden. Wenn die Niedersachsen, die Friesen wollten, so könnten sie den von Herrn Köhler hervorgesuchten alten Spieß umkehren. Sie sind aber wohl zu verständig dazu. Die südwestdeutsche oder süddeutsche Spielerei ist ja ganz ungefährlich, sie hat im Gegentheil sogar etwas Plaisirliches. An der Ethnologie des Herrn Köhler wird das Deutsche Reich nicht zu Grunde gehen.

---

Mit der Abreise des **österreichisch-ungarischen** Generalconsuls Baron Cab aus Sofia ist die zwischen dem Donaukaiserthum und **Bulgarien** bestehende Spannung in ein neues Stadium getreten. Officiell heißt es, daß Baron Cab eine längere — Urlaubsreise angetreten habe. Wie der „Pester Lloyd" mittheilt, hat das Wiener Auswärtige Amt ursprünglich schärfere Maßregeln gegen Bulgarien geplant. Dieselben machter aber abgeschwächt, offenbar weil man hoffte, daß die bulgarische Regierung einlenken und die unqualificirbar beleidigenden Aeußerungen die Ministerpräsident Stoilow einem Correspondenten des „Berliner Local-Anz." gegenüber gethan hatte, formell zu desavouiren und weil man wünscht, daß dies geschehe. Geschieht auch jetzt nichts von Sofia aus, so werden zweifellos weitere Schritte folgen, d. h. dann wird Oesterreich die diplomatischen Beziehungen mit Bulgarien thatsächlich und vollständig abbrechen. In diesem Fall würde zwischen Oesterreich-Ungarn und dem kleinen Balkanstaat jener Zustand geschaffen werden, der Jahre lang zwischen Rußland und Bulgarien bestand und schließlich letzteres zwang, sich zu unterwerfen. Oesterreich-Ungarn verfügt über Mittel genug, um den kleinen bulgarischen Gernegroß seine Ungebühr entgelten zu lassen. Man ist daher in Wien noch immer überzeugt, daß Bulgarien nachgeben werde und die officiöse Wiener „Reichswehr" läßt sich schon aus Pest melden, der Rücktritt Stoilow's stehe bevor. Der Minister habe bereits vor der Reise nach Konstantinopel sein Entlassungsgesuch überreicht, sei jedoch mit Rücksicht auf die Aufwartung beim Sultan noch auf seinem Posten verblieben. Darüber, was die bulgarische Provocation bezwecken soll, ist man sich allerseits noch völlig im Unklaren. In Sofia muß man doch wissen, daß gerade im gegenwärtigen Augenblick nicht nur die persönlichen Beziehungen zwischen Kaiser Nikolaus und Kaiser Franz Josef, sondern auch die officiellen Beziehungen zwischen Rußland und Oesterreich die denkbar besten sind, so daß man in Petersburg gleichfalls das herausfordernde Auftreten der bulgarischen Machthaber nicht billigen wird, und zwar um so weniger, als sich der ritterliche Kaiser Franz Josef durch die Bemerkungen Stoilow's persönlich verletzt sieht. Auf die Türkei kann sich Bulgarien auch nicht stützen, denn wenn der Fürst auch soeben in Konstantinopel sehr „herzlich" empfangen worden ist, so ist der Sultan doch sicher nicht gewillt, in irgend einer Frage Stellung gegen Oesterreich zu nehmen. Nur in Frankreich nimmt man sich des Bulgarenfürsten an. Der „Figaro", der in äußeren Fragen als Regierungsorgan gilt, bringt nämlich einen äußerst gehässigen Artikel gegen Oesterreich und fordert den Fürsten zu energischem Widerstande auf. Dies ist um so auffallender, als Goluchowski vor Kurzem eine ganze Woche in Paris geweilt und mit Hanotaux, wie man sagt, über weitgehende gemeinsame Pläne im Orient, verhandelt hat. Man scheint also zu einer Einigung — gewisse Blätter sprachen schon von einem geheimen Bündniß — nicht gekommen zu sein.

---

Prinz **Heinrich von Orleans** versteht es sehr gut, nicht nur für sich, sondern auch für seine Freunde die Trommel zu rühren. So hat er kurz vor seiner Ankunft in Paris einen Artikel veröffentlicht, in dem hervorgehoben ist, wie außerordentlich dankbar die Franzosen dem Herrn Leontiew, den Menelik zum Gouverneur einer Provinz ernannt hat, sein müßten. Der Prinz verrät, daß Leontiew in seiner Provinz als europäische Beamte lediglich Franzosen anstellen und daß er seine Lieferungen fast ausschließlich aus Frankreich beziehen werde. Die Franzosen würden dadurch nicht nur wirthschaftlichen, sondern auch politischen Vortheil haben. Es wäre nicht sehr schön von Herrn Leontiew, wenn er aus lauter Zuneigung zu Frankreich seine russischen Landsleute ganz vergessen wollte. Im Uebrigen ist Menelik nicht der Mann, um die Ausländer in einem Theile seines Reiches einen allmächtigen Einfluß gewinnen zu lassen. „Prinz Boulanger" hat wohl hierbei ebenso geflunkert, wie bei seinem gehässigen Angriffen auf die italienische Armee. In letzterer Hinsicht wird nun wiederum gemeldet, daß der Neffe (nicht, wie gemeldet, Enkel) des Königs von Italien, der Graf von Turin, den Prinzen zum Zweikampf herausfordern werde. Hierüber wird der „Köln. Ztg." aus Paris, 13. August, berichtet:

Die Zeugen des Prinzen Heinrich von Orleans und des Generals Albertone haben heute eine Unterredung gehabt, die jedoch nur einige Augenblicke dauerte, da alle Zeugen mit einer Vertagung ihrer Verhandlungen einverstanden waren. Diese Vertagung wird der Einmischung einer hohen italienischen Persönlichkeit zugeschrieben. Der Berichterstatter der „Stampa" will wissen, daß diese geheimnißvolle Persönlichkeit kein Geringerer sei, als der Graf von Turin, der in Begleitung seines Flügeladjutanten nach Frankreich gereist ist. Man könne sich also darauf gefaßt machen, daß der General Albertone vor einem Prinzen des italienischen Hauses zurücktreten müsse.

Es wäre wirklich zu wünschen, daß der Graf von Turin mit seiner Reise einen andern Zweck verbände, denn die ganze Duellaffaire kommt dem Orleans als Reclame für sich und sein Prätendententhum nur höchst willkommen. Das Letztere zu fördern, hat aber Italien keinen Anlaß.

---

Es wurde schon darauf hingewiesen, daß sowohl die Kämpfe in **Tschitral**, wie auch der jüngste Angriff auf ein Fort in der Nähe von Peschawur auf **afghanische** Einflüsse zurückzuführen sei. Diese Auffassung wird jetzt durch die „Times" bestätigt. Die afghanische Regierung unterstützt offenbar den Aufstand in derselben Weise, wie die russische Regierung im Jahre 1876 den Aufstand der Serben und Montenegriner gegen die Türken unterstützt hatte. Der Emir von Afghanistan wird damit seiner im Jahre 1893 gegebenen Zusage, sich in die Angelegenheiten des Swattbaies und der Tschitrallandschaften nicht einzumischen, nicht gerecht, aber nach ihren Erfahrungen in den Jahren 1879 und 1880 könnten die Engländer wohl wissen, daß sie sich auf Zusagen der Afghanen nicht verlassen dürfen. Die Gefährlichkeit der Situation wird auch von den Engländern wohl erkannt, da sie schleunigst die Truppen an der afghanischen Grenze zu verstärken suchen. Trotz alledem könnten ihnen aber sehr wohl schlimme Ueberraschungen bevorstehen, wenn die Afghanen von der bloßen Unterstützung aufständischer Bergstämme zum Kriege gegen die Engländer übergingen. Die Niedermetzelung der britischen Gesandtschaft in Kabul im Jahre 1879 und die Niederlage des Generals Burrow im Jahre 1880 haben den Engländern gezeigt, wie gefährliche Gegner die gleichermaßen treulosen und tapferen Afghanen sind.

---

## Deutsches Reich.

* **Berlin**, 14. August. Die „Berl. Pol. N." schreiben: Wenn von Zeit zu Zeit Betrachtungen darüber angestellt werden, ob in der nächsten Tagung die beiden unerledigt gebliebenen Versicherungsnovellen dem Reichstage wieder werden vorgelegt werden, so ist darauf hinzuweisen, daß gegenwärtig Entscheidungen über den Arbeitsstoff des Reichstages in der nächsten Tagung

---

## Feuilleton.

### „Harmonieen".

16] Roman von A. Fischer-Löber.

Mit Rechte vorbehalten.

Mit verschränkten Armen blieb er vor dem Fenster stehen. Eine wunderliche Leere saß ihm im Gehirn, und darüber beobachtete er die beiden Dachshunde, die Lieblinge der Gräfin, die schwanzwedelnd im hellen Mondscheine am Teichrande unten standen. Vermuthlich witterten sie eine Wasserratte, deren ausgesprochene Feinde sie beide waren.

„Titus, was hast Du?" fragte Clarissa herüber, die eine gewisse Scham zu der Frage zwang, nachdem sie das Schweigen ihres Mannes wirklich durchgesetzt hatte.

„Nichts, mein liebes Kind. Mich unterhalten Schlapser und Waldmann, die sich gleich auf eine Wasserratte stürzen werden."

Trotz der einfachen Antwort wurde sie nicht klar über ihn.

Sie stand auf und kam zu ihm ans Fenster. Sie schob ihre Hand durch seinen Arm und sah zu ihm auf. Ihre Augen hatten einen flehenden Ausdruck.

„Titus!"

„Nun?" Er wandte sich ihr nicht zu.

„Sei nicht böse!"

„Gewiß nicht, Clarissa, wie sollte ich!"

Wie konnte er auch böse sein, daß sie nicht über ihre Natur hinaus konnte.

Ein Weilchen blieben sie schweigend nebeneinander stehen und sahen Beide den Hunden zu. Aber es langweilte Clarissa sichtlich. Sie war keine große Thierfreundin.

Sie löste deshalb wieder ihren Arm aus dem ihres Mannes und schritt zu ihrem kleinen Schreibtisch, der an dem zweiten Fenster vorgerückt stand.

„Ich habe für Dich eine Auswahl unter unseren Photographien getroffen. Wir wollten doch eine von den neuesten Renate geben, ehe sie abreist", begann Clarissa nun. „Komm' her, Titus, ich finde, daß dies Bild hier von uns am vortheilhaftesten ist."

Sein Bild für Renate! Seine Brust hob und senkte sich unter ein paar kräftigen Athemzügen.

„So, Du hast eine Photographie ausgesucht", erwiderte er, ohne sich zu rühren.

Clarissa kam mit dem Bilde in der Hand zu ihm hin.

„Sieh her! Ich meine, dies hier, auf dem unsere beiden Köpfe so eng zusammen sind, wird Renate am liebsten haben wollen."

Er nahm ihr das Bild aus der Hand und vertiefte sich in den Anblick.

Sein und seiner Gattin Kopf waren darauf mit der Stirn aneinander gelehnt. Der Frauenkopf schaute voll aus dem Bilde heraus, während er sein Gesicht mit dem seitwärts gewandten Blicke geneigt hielt.

„Eine dumme Haltung", sagte er plötzlich laut.

„Tante Luisa fand sie neulich sehr hübsch."

„So? Nun, das ist Geschmackssache", klang es rauh aus seinem Munde. „Renate wird es nicht schön finden."

Er fuhr sich mit der Hand über die Augen.

Kamen die wahnwitzigen Gedanken wieder über ihn? Hatte selbst die Gegenwart seines Weibes keine Gewalt mehr über ihn?

„Mach', was Du willst", stieß er heftig heraus und reichte ihr das Bild zurück.

Clarissa schaute ihn einen Augenblick ganz entsetzt an, so verzerrt war sein Gesicht.

War er krank?

Sie warf das Bild aus der Hand und schmiegte sich besorgt an ihn.

„Fühlst Du Dich nicht wohl? Bitte, sage es mir", drängte sie.

Er raffte sich auf.

„Ich bin zu weit geritten, ich bin übermüdet."

Sie zog ihn vom Fenster zurück und drückte ihn, der jetzt willenlos geworden war, mit sanfter Gewalt in einen Sessel.

„Jetzt ruhst Du Dich aus, armer Mann. Ich werde Dich pflegen, wie Du mich immer pflegst."

Das war etwas, was ihr zusagte. Sie war ordentlich glücklich darüber, etwas für ihn thun zu können, um den Eindruck des Vorangegangenen in ihm zu verwischen. Sie wollte ihm gewiß gern ihre Liebe beweisen, nur mußte es in der Form sein, die sie für die geeignete hielt.

Während sie ihm ein Kissen in den Nacken schob und eine Decke über seine Kniee breitete, schloß er die Augen. Eine tiefe Entmuthigung kam über ihn. Was seine Gattin ihrem innersten Wesen nach ihm sein konnte, das war sie ihm wohl in diesem Augenblicke. Er war ein Thor, mehr von ihr zu verlangen, als sie im Stande war, zu geben. Der Irrthum und die Disharmonie fielen auf ihn allein zurück.

Er sprang auf.

„Ich will lieber in mein Zimmer gehen und mich dort hinlegen. In einer halben Stunde werte ich dann wieder frisch sein und bei Dir den Thee nehmen", sagte er schleppend.

„Wenn Du willst", entgegnete sie ein wenig betrübt. Doch gleich hellte sich ihre Miene wieder auf.

„Ich gehe mit Dir", entschied sie.

„Ich bin in meiner Abspannung keine angenehme Unterhaltung für Dich", wehrte er sie rauh ab.

Bei seiner Abweisung zuckte sie leicht erschreckt zusammen.

Er beobachtete es.

Wie brutal mußte er gewesen sein!

Er trat dicht an sie heran und streichelte ihre Wangen.

„Du hast heute einen recht unzurechnungsfähigen Gatten, mein Lieb. Strafe ihn damit, daß Du ihn laufen läßt", fügte er wehmüthig hinzu.

Sie lächelte und schüttelte den Kopf.

„Wenn ich nur wüßte, was Dir so recht gut thun würde! — Ah, ich weiß —"

Sie sah ihn geheimnißvoll an — mit den echten Clarissa-Augen, würde Renate gesagt haben — träumerisch, glücklich und verheißungsvoll, mit einem Blicke, dem ein Mann selten widersteht.

Der Fürst unterlag ihm gern.

Wie es die Sehnsucht in ihm dämpfte! Er sträubte sich nicht mehr gegen ihre Begleitung. Er ließ sich von ihr zu seinem Divan führen, auf den er sich ausstrecken mußte. Sie deckte ihn zu, zog den Vorhang vom Fenster zurück, daß der breite Mondstrahl hereinflutbete, und verlöschte die Lichter.

Dann kniete sie neben ihm nieder, legte ihren Mund an sein Ohr und flüsterte etwas Abgebrochenes, Stammelndes hinein von Hoffnungen, Zukunft und Mutterfreuden.

Er lag ganz still und rührte sich nicht.

Er hatte nur das Haupt seiner Gattin fest an seine Wange gedrückt, als sie verstummte, und blickte in das weiße Mondlicht.

Er spürte, wie sich langsam in ihm etwas löste, von ihm sich absonderte. Eine unendliche Erleichterung empfand er allmählich in jedem Nerv und jedem Pulsschlag.

Er schloß dann die Augen und schlief ein.

#### Neunzehntes Capitel.

Es war nun nicht mehr die Rede von einer Uebersiedelung des Fürsten nach Schwarzenburg. Der Erbe sollte in Eberstein geboren werden.

Für Clarissa kam jetzt eine Zeit, wie sie sie schöner kaum geträumt hatte. Ihr Gatte erschöpfte sich in Rücksichten gegen sie, und es gab für sie auch gar keinen Zwang mehr.

Das Leben im Schlosse floß dahin wie ein Strom der Ebene, glatt und gleichmäßig.

Selbst der Fürst hatte sich in seiner Bewegung so weit eingeschränkt, als es sich mit seiner Thätigkeit und den geselligen Pflichten irgend vereinigen ließ.

„Schwarzenburg's werden Trappisten", hieß es in der Gesellschaft. „Sie graben an ihrem eigenen Grabe täglich. Es kann doch kein Mensch alt werden bei dieser Stagnation."

„Ich reise nicht mehr hinaus", erklärte Graf Falkenstein. „Begreife meinen Herrn Schwager ein Anderer. Er ist ein Pantoffelheld, wie er im Buche steht. Er wird nächstens seine faule Frau noch spazieren tragen, damit er ihr auch das Einsteigen in den Wagen erspart."

„Sie verliebt ist er noch?" fragte man.

„Unglaublich", gab Graf Falkenstein zur Antwort. „Man füttert wohl die Frauen mit Zuckerbrot, aber man nascht doch nicht selbst daran. Ich sage, wenn Schwarzenburg nicht endlich einmal zur Besinnung gebracht wird, damit er inne wird, daß er noch Kräfte hat, wird er ein kolossaler Waschlappen."

Das Wort hatte gezündet!

Den Fürst zur Besinnung bringen, damit er sich auf sich selbst besann. Schloß Eberstein mit seinem Reichthum, seinem Ansehen war es der Landschaft und im Anschlusse daran dem Husarenregiment in der Stadt schuldig, etwas aus sich zu machen.

In dem Erben durfte eine andere Ansicht sich gar nicht festsetzen. Er mußte einfach einsehen lernen, daß man nicht für sich allein auf der Welt ist.

Eine großartige Verschwörung wurde in Scene gesetzt.

Eines schönen Tages erhielt der Fürst einen ganzen Stoß Einladungen zugleich mit dem Bemerken, daß der Absender heute selbst kommen würde.

Der Fürst lachte. Er zählte zusammen. Zehn, zwölf Einladungen, also ebenso viele Gäste.

Zu ändern war da nichts. Er kam jedoch gleich dahinter, daß die Sache verabredet war.

Am Ende war ihm diese Ueberraschung nicht zuwider.

Man kam doch merkwürdig ins Phlegma hinein, wenn man sich aufs Festsitzen dressirte. Und eine wirkliche Dressur war es, die er mit sich vorgenommen, seit die Familie Eberstein fort war, ein Abrichten für eine Lebensführung, die

SLUB
Wir führen Wissen.